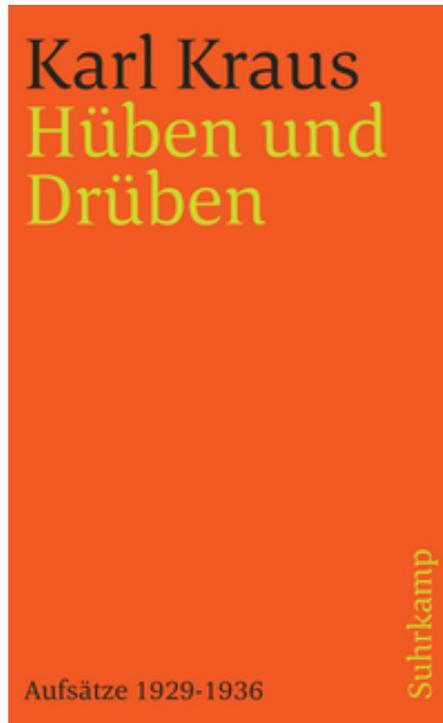


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Kraus, Karl

**Schriften in den suhrkamp taschenbüchern. Zweite Abteilung. Acht Bände**

Band 18 (Zweite Abteilung VI. Band): Hüben und Drüben. Aufsätze 1929–1936

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 1328  
978-3-518-37828-1

suhrkamp taschenbuch 1328

Die *Fackel* der Jahre um 1933 nimmt mit beinahe allen Artikeln, die der vorliegende Band zusammenstellt, Bezug auf Hitlers ›Machtergreifung‹ – indem sie zunächst die Voraussetzungen und dann die Folgen dieser Katastrophe dokumentiert und diskutiert.

Ein zentrales Thema bildet hier wie dort die Politik der Sozialdemokratie beider Republiken. Ebenso unnachsichtig faßt Karl Kraus den Zustand einer Kultur ins Auge, die, von der Presse beherrscht und zur Kulturindustrie heruntergekommen, dem Einbruch der Barbarei nichts entgegenzusetzen hat.

Zu den Schriften dieser Jahre gehören allerlei Meisterwerke der Polemik wie der Satire und einige von Kraus' vollkommensten Werken überhaupt – wie der *Briefwechsel mit der »Literarischen Welt«* und die *Rede am Grab* von Adolf Loos. Das Hauptstück des Bandes, ein Buch im Buch, bildet der Anfang 1934 abgefaßte Brief *Warum die Fackel nicht erscheint*, in dem auf mehr als 150 Seiten der Entschluß begründet wird, die *Dritte Walpurgisnacht* von 1933, Kraus' Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, unveröffentlicht zu lassen.

**Karl Kraus**  
**Schriften**

Herausgegeben von  
Christian Wagenknecht

Band 18



Karl Kraus  
Hüben und Drüben

Aufsätze 1929-1936

Suhrkamp

Der Text folgt den im Anhang dieses Buches  
einzeln aufgeführten Heften der »Fackel«  
(F 800-805 bis F 917-922).

2. Auflage 2019

Erste Auflage 1993

suhrkamp taschenbuch 1328

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBV, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37828-1

## Aufsätze 1929-1936



## IM DREISSIGSTEN KRIEGSJAHR

Gesprochen in der 300. Wiener Vorlesung am 30. November

In der Zeit, deren technisch und journalistisch aufgemachten Hohlraum mein ungeblendeter Blick, mein unbeirrbarer Schritt durchmessen hat, war mir das Wunder jeden neuen Tags die Umsetzung des Vorgestellten in diese Wirklichkeit; das Erlebnis, wie die satirische Phantasie, die die Übertreibung als ein Sühneopfer für das wirkende Übel einsetzt, von ihm selbst übertroffen ward bis zur Unvorstellbarkeit; wie das Heute nachschuf, was das Gestern erdichtet hatte. Zuerst war die Schöpfung, dann war gestaltlose Masse; und in der Wirrnis der nachproduzierenden Wirklichkeit, in dem Zweifel, was daran von ihr und was vom Autor war, zwischen dem schon Wirklichen und dem noch Erfundenen, bot sich kein Ausdruck mehr, keine Möglichkeit, noch diesen Nachwuchs der Hydra, das Chaos nach der Schöpfung, in sie einzubeziehen. Juvenal hielt bei dem *difficile est satiram non scribere*. Da war noch Spielraum zwischen Stoff und Gestalt. Er konnte eine Satire schreiben, ja es wurde ihm schwer, keine zu schreiben. Ich war strafweise in eine Zeit versetzt, die es in sich hatte, so lächerlich zu sein, daß sie keine Ahnung mehr hatte von ihrer Lächerlichkeit und das Lachen nicht mehr hörte. Zuerst ließ sie sich mir so an, als ob ihr mit der Abbildung dieses Zustands gedient wäre; als ob zur Darstellung ihrer Wirklichkeit die Reproduktion ausreichte und diese die Satire ergäbe. Sie zu schreiben, war schwerer geworden, da die Wirklichkeit mit ihr bis an den Rand kongruent schien und nur von dem, der sie zu sehen und zu hören verstand, zitiert zu werden brauchte. Das aber war nur scheinbar leichter, denn mit der Möglichkeit, die Zeit abzuschreiben, stand der Satiriker doch vor der Schwierigkeit, die Satire zu schreiben. So wurde ich der Schöpfer des Zitats, im Wesentlichen nicht mehr als das, wenngleich ich den Anteil der Sprachgestaltung auch an der Abschrift der Zeit

nicht verkleinert sehen möchte. Die Sprachkunst besteht da in der Weglassung der Anführungszeichen, in dem Plagiat an der tauglichen Tatsache, in dem Griff, der ihren Ausschnitt zum Kunstwerk verwandelt. Dies etwa war der geistige Stand vor jenem grundstürzenden Ereignis, als eine erstarrte Menschheit im Bann des mechanisierten Denkens und im Widerstand eines Rests von Natur dahin gelangte, sich ihr Blut durch dessen Verlust zu beweisen. Noch von dieser Blutprobe: wie das Leben sich nicht anders gegen die Maschine wehren konnte, als indem es, sie gegen sich kehrend, in sie hineinlief, und wie die führende Phantasiearmut solchem Verhängnis den Lauf ließ, habe ich ein großes Zitat überliefert. Wenn ich mir damit einen der beiden Preise verdient habe, deren mich dafür das sozialdemokratische Organ würdig fand, bevor es sich entschied, mich als Zeitkämpfer nicht genannt werden zu lassen, so wäre es gewiß eher der Friedenspreis, welchen ich durch die Photographie der Menschheitsfratze mit ihren Feld- und Winkelzügen vielleicht ehrlicher verdient habe als ein Biedermann von Locarno: durch ein Schriftwerk, das so unmittelbar einem sittlichen Zweck unterstellt scheint, daß diesem durch die Hervorhebung literarischer Qualitäten fast Eintrag geschähe. In dem Bewußtsein der Problematik aller Kunstübung, an der ich mit Leidenschaft nur bis zum Resultat beteiligt bin, erscheint mir auch jede Ehrung oder Qualifizierung durch eine irdische Instanz, ob sie nun Kritik oder Jury heißt, unwesentlich, und wenn ich dem Schritte derer nicht entgegengetreten bin, die mich im erschütternden Kontrast zu der Unehre, die ich in der bürgerlichen Sprachgemeinschaft genieße, der sichtbarsten Auszeichnung für würdig halten, so geschah es, weil im Erlebnis dieses Kontrastes der Schritt bedeutender schien als das Ziel. Wohl wissend, daß es als ein Hauptknotenpunkt der Weltverbindungen mir stets unerreichbar bleiben wird, darf man doch nicht den Umstand unterschätzen, daß schon die bloße Vorstellung für die mich umgebende Sphäre des Hasses das Dynamit bedeutet, dessen Erfindung der Nobelpreis entstammt. Ist nun der Kontrast solcher Einschätzung meines Werks, der geradezu außenpolitische Formen angenommen hat, eine Tatsache, an der das

Totschweigen zum Selbstmord wird und die Infamie zur Grab-  
schrift — so stehe ich selbst, entgegen dem Usus, meine Eitelkeit  
für die Triebfeder meines Weltverzichts zu halten, dem Werke,  
das so verschiedenartige Beurteilung beim Neuen Wiener Jour-  
nal und bei der alten Pariser Sorbonne gefunden hat, ziemlich  
objektiv gegenüber. Jedenfalls so als Außenstehender, daß ich  
in mir die völlige Gleichgültigkeit gegenüber seiner Gesamt-  
wertung, ja die eigene Erkenntnis seiner Fragwürdigkeit mit  
dem kunstrichterlichen Bewußtsein vereinige, es enthalte For-  
mulierungen, die einem künftigen Büchmann nicht zur Unehre  
reichen würden und die schon heute die Lebensleistung  
beliebterer literarischer Zeitgenossen aufwiegen. Die Neue  
Freie Presse tut recht, mich nicht einmal in der »Liste der Gefal-  
lenen« zu nennen; ich möchte neben Herrn Rudolf Hans  
Bartsch weder gefallen sein noch haben. Freilich bilde ich mir  
am meisten ein — Einbildung im künstlerischen und nicht im  
Geltungssinne genommen, denn ich bin auf der Stelle bereit,  
um den Preis der Anerkennung des Werts jedem Dieb den  
Besitz abzutreten —, am meisten also bilde ich mir auf einige  
verborgene Sätze ein, die mir die Sprache eingeblendet hat und  
durch die der gespürte menschliche Zustand unmittelbar und  
sozusagen mit einem Satz der Anschauung und damit einem  
sittlichen Bewußtsein zugeführt wird — wofür über die Aus-  
nahmewelt hinaus, die mich zu lesen gelernt hat, der menschliche  
Zustand noch etwas wie Anschauung und sittliches  
Bewußtsein gewährt. So glaube ich zum Beispiel, daß in der  
Stelle der tragischen Satire »Der Traum ein Wiener Leben«, wo  
zu einem dem Traumwort entspringenden Feuer sich der Trost  
gesellt: »Aber schließlich wollten sie ja alle verbrennen, um in  
die Zeitung zu kommen« — daß in diesem Satz das Traumbild  
mit aller Wirrnis des hiesigen und heutigen Lebens auch die  
Disposition aufscheinen läßt, die den Weltbrand ermöglicht  
hat. Das größere Werk blieb gleichwohl immer jene Erfindung,  
die Wirklichkeit so hinstellen, als wäre sie von mir erfunden,  
als wäre sie ausgedacht, um von ihr abzuschrecken: das Zitat;  
gleich aller Kunsttat den sittlichen Erfolg durch die Vergeb-  
lichkeit hindurch dem Keim vertrauend, der im Bewußtsein

einer Inselwelt geborgen ist. Doch gegen die umgebende Zeitgenossenschaft war es keine Waffe mehr. Seit sie mit Giftgasen ihren Mann gestellt hat, geriet die Vorstellung, die solches Beginnen als ein Ende und diese Epoche als ihre letzten Tage sah, ins Hintertreffen vor dem Objekt. Die Zeit, wo es der Satire nicht mehr bedurfte, weil die Wirklichkeit »durch sich selbst sprach« – wemgleich niemals für das Ohr ihrer Akteure –, die Zeit war vorbei. Selbst ihre satirische Abschrift herzustellen war unmöglich geworden und nichts blieb übrig als der künstlerische Ausdruck dieser Unmöglichkeit, der, immer neu vom Wort her gebildet, immer nur das Ausweglose wies.

Mochte der Stoff dessen, was da noch registriert werden konnte, dem Oberflächenblick hier und dort ein politisches Tendieren zu erkennen geben, das Grundmotiv blieb die Erkenntnis, daß das Blutopfer der Menschheit bloß den Entschluß gereift hat: lieber zu sterben, als nicht mehr Sklave zu sein! Opfer des ewigen Betrugs der vorgesteckten Ideale, hinter denen die täglich zunehmende Verödung und Verblödung als die sichere Kapitalsanlage erkannt wird, die den Parasiten der öffentlichen Meinung und Führung Zinsen trägt. Des Volksbetrugs, der mit der Verflachung des Umsturzes begonnen hat, um die Brosamen vom Tische der bürgerlichen Welt als revolutionäre Errungenschaften auszugeben. Wenn ich noch zum achten Jahr dieser Republik als die beste ihrer Gaben den Umstand gelten ließ, daß wir keine Monarchie mehr haben, so lege ich, gewohnt, aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen, und frei von dem Verdacht, es könnte die der Monarchie einschließen, das Bekenntnis ab, daß mir dieses Problem am zehnten Jahrestag, wo die freien Bürger auf dem diesbezüglichen Steig der Kärntnerstraße vor Polizisten defilieren mußten, und in dem Jahr, wo die freieren zum Gedenken an eine blutigere Erhebung auf Wachstuben geprügelt wurden – so bekenne ich also: daß mir die Frage, in welcher Verfassung der Österreicher unfreier ist, völlig unwesentlich erscheint gegenüber der Erfahrung, daß Shakespeares Wort »Dem Hund im Amt gehorcht man« das untilgbare Kennzeichen des Österreichertums bleibt! Frei sage ich heute, daß ich die Freiheit in

Österreich für eine der größten Errungenschaften halte, die sich die politische Lüge in Österreich zugelegt hat und gerade vermöge der errungenen Preßfreiheit, der einzig der Vorteil zu danken ist, daß ich dies sagen darf – gegenüber dem Ungeist und der Machtsprecherei, die durch sie jeder Hemmung ledig wurden. Wohl weiß ich, daß mir in einer Monarchie der Kerker offenstünde: für das, was ich ihr nachgerufen habe; denn für das, was ich ihr zurief, hat sie mich bloß konfisziert. Aber ich kann den Verdacht nicht loswerden, daß das Leben auf freiem Fuß in ihr unmöglich beengter, erniedrigter, häßlicher sein könnte! Im Gegenteil muß, wenn der Wahrheit die letzte Ehre zu geben ist, ihren Vollgehalt an Schande zu erschöpfen, einmal ausgesprochen werden, daß ein Verein von Knechten, der seinen Vorsitzenden verloren hat, in dem Maße auch an Freiheit verliert, als nun jeder Knecht aus Pietät den Ersatz durch Knechtung des andern herzustellen sucht, und daß die Entkaiserung des Ganzen nur eine Verkaiserung der Teile nach sich zog. Nichts sei ferner von mir als zu leugnen, daß es notwendig war, auch für ein totgebornes Kind der Freiheit den Kaiserschnitt vorzunehmen, und ich bin der letzte, zu bestreiten, daß es nicht anders möglich war, weil eine Kollision zwischen heraldischer und technischer Lebensauffassung die Monarchie selbst ohne die Katastrophe verbraucht hätte. Aber ich muß auch den Schauer bekennen, in einer Zeit zu leben, in der sich der »Übergang« vollziehen soll und der tiefwurzelnde Plunderglaube schon in der unaufhörlichen Orgie dieser republikanischen Feste eine Schadloshaltung findet, die die Kluft zwischen dem geistigen und dem technischen Fortschritt abgründiger erscheinen läßt als in irgendeinem Stadium des monarchischen Lebens. Der Nachruf, den ich der Republik hielte, wäre nur um den Schmerz vermehrt, daß er sich so wenig von dem für die Monarchie unterscheidet; denn nichts – so hätte ich für dieses wie für jenes Österreich zu bekennen – nichts trat hier in seine Rechte als der Tanz! Und darin sind sogar wir der Entwicklung unterworfen, sonst bloß den Normen einer Landesväterlichkeit, von deren Vorstellung wir die Fähigkeit beziehen, nicht untergehen zu können, selbst wenn wir wollten. Aber ist denn nicht,

seit jenem Polizeikrieg, der Ersatz des Zweikaisergesichtes voll und ganz bewirkt in der Gestalt dieses halb väterlichen, halb in schimmernder Wehr erglänzenden Schober, hinter dem teils die Getreuen stehen, teils die Mannen geschart sind? Kein Wunder, daß dergleichen in Amerika Zuspruch findet, wo man doch außer elektrischen Stühlen auch Antiquitäten liebt. Aber wenn einem in dieser bunten Welt, wo es auf Erden noch die Fibel und am Himmel schon die Reklame gibt, dieser unveränderte, nur noch geräuschvollere und jazzhaft verbogene Rhythmus des österreichischen Lebens aus den Zeitungsspalten entgegentobt, dann fragt man sich, warum sich denn die Leute, deren Ohr nur diesem Ton erschlossen bleibt, den Kopf zerbrechen, wen sie zum Präsidenten wählen sollen, und warum sie nicht resolut aus dem Fundus des Theaters an der Wien die Pantherfelle zurückkaufen, um den Kaiser zu kriegen, den sie sich mit jedem ihrer Gedanken verdient haben. Daß hier der Wille der Arbeiterschaft das entscheidende Hindernis sei, ist freilich unbestreitbar. Aber das macht ja doch eben ganz und gar die Halbheit dieses Umsturzes aus, daß er eine Schaufensterfigur entfernt und den ganzen kulturellen Kramladen unversehrt gelassen hat! Und wenn Aufrichtigkeit bis zu dem Punkte gehen darf, wo es keiner freiheitlichen Phrase gewährt ist, einen Rückstand zu verhüllen, so muß doch leider gesagt sein, daß die ganze Macht des Proletariats, so geführt und so programmatisch einer Revolution auf Raten anvertraut, bei weitem schwächer ist, die täglich wachsende Schamlosigkeit dieser eingessenen und eingefressenen bürgerlichen Gesittung zu dämmen, als das Dasein eines Monarchen, und wäre er eine Puppe, ein Popanz, ganz und gar aus Stroh und nicht bloß oben! Denn besser ein Symbol der Herrschaft als diese Wirklichkeit von Machthuberei; besser die Vogelscheuche, die das Raubgezücht abhält, der Menschheit den Acker streitig zu machen. Dies sei grundsätzlich gesagt und nicht für jene Zeit, wo sie im Dienste des Raubgezüchts zur Menschheitscheuche entartet war. Ich bleibe dabei, daß die Kaiser als die verantwortlichen Geschäftsträger des Unheils davonzujagen waren, und ich habe mich meiner Nachkriegsbegeisterung nicht zu

schämen, wie fast sämtliche Schreiber ihrer Mitgängerschaft mit der größten Schandtät, die diesen Planeten jemals befleckt hat. Aber ein Freund, der noch post festum nüchtern blieb und schwerer als andere die Unwandelbarkeit dieser österreichischen Dinge erfahren hat, einer, dessen Sachdenklichkeit oft vom Standort der Schrulle her Zusammenhänge durchblitzt, hat mit aller Erkenntnis des monarchischen Unwesens, die Beschaffenheit einer österreichischen Republik als wahrer Volksfreund vom Tage ihrer Gründung an erkannt. »Der Kaiser schaut zu!« – in diese Zauberformel gefaßt, so hat er das Um und Auf einer Abschreckungsmöglichkeit auf dem hiesigen moralischen Niveau bezeichnet, als die einzige Hemmung, die für die äußersten Exzesse dieser Bürgerwelt im Gebiete der staatlichen und publizistischen Korruption noch denkbar ist. Und gerade ich, den die Vorstellung, daß der Kaiser zuschaut, nie als Schuldgefühl beklemmt hat, wohl aber als Gehirndruck, muß heute zugeben, daß die Frage Republik oder Monarchie vor der Betrachtung eines Zustands zurücktritt, wo dieses Bürgerwesen nicht nur aufsichtsfrei schaltet, sondern wo es noch die Embleme der abgedankten Herrschaft, Sinn und Ton der unveränderten Gewalthaberei, gegen jene verwendet, die einst mit reineren Händen die Zügel ergreifen könnten. Muß es denn nicht jedes Herz, das für die Freiheit schlägt, mit Scham erfüllen, wie pünktlich diese als die Freiheit verstanden wurde zu allem, was früher verboten war, insbesondere zu dem, was mit Recht verboten war und immer verboten sein müßte? Und wie sich nach jedem dieser Regierungs-, Preß- und Parteiskandale, durch die das verkleinerte Land mit Lärm und Gestank die Dimensionen hereinkriegen wollte – wie sich da pünktlich das Argument einstellte, dergleichen wäre in der Monarchie denn doch nicht möglich gewesen!

Wenn deren tieftrauernde Hinterbliebene nicht mit Recht in Herrn Schober ihren festesten Hort erblickten, müßten sie diejenigen sein, die zwar zu glauben hätten, daß ich für das, was ich über ihn gesagt habe, in der Monarchie eingesperrt worden wäre, aber doch auch: daß er, wenn ihm in der Monarchie das gesagt worden wäre, was ich ihm in der Republik gesagt habe,

sein unwiderruflich letztes Demissionsgesuch eingereicht hätte, ja daß es gar nicht erst dazu gekommen wäre, weil er schon nach dem ersten Toten des 15. Juli gegangen wäre! Nun lese ich mit einem Gefühl, in dem sich Überraschung mit Neid mischt, daß einem unscheinbaren Parteisekretär gelungen ist, was mir nicht gelingen wollte, nämlich Herrn Schober zu beleidigen. Man hat es also mit einem Pionier zu tun, der etwa mit dem ersten Durchschwimmer des Ärmelkanals verglichen werden könnte, ein Unternehmen, das zugleich schwierig ist und ohne jeden praktischen Wert. Dieses Moment hat das Gericht jedenfalls als strafmildernd berücksichtigt. Der Wahrheitsbeweis für die inkriminierte Behauptung, Herr Schober sei ein Meuchelmörder, wäre, selbst wenn es ihn zugelassen hätte, niemals zu erbringen gewesen, weil er keiner Fliege das diesbezügliche Haar krümmen kann. Aber die Untersuchung, wie solche Gemütslage doch mit dem Umstand zu vereinbaren ist, daß neunzig Menschen auf der Ringstraße ums Leben kamen und darunter nicht nur Ruhestörer, sondern auch Spaziergänger, wäre längst Sache einer unbeeinflussbaren Justiz gegen einen unabsetzbaren Polizeipräsidenten gewesen! Die vielen Gelegenheiten, die ihr dazu geboten wurden, hat sie ungenützt verstreichen lassen. Aber die Ablenkung dieses unerledigten Falles auf das Gebiet der Ehrenbeleidigung, wohin doch weit mehr die Vorwürfe gehören, die ich außerhalb des 15. Juli gegen den Polizeipräsidenten erhoben habe, wird den Martertod Hans Erwin Kieslers nicht aus dem Gedächtnis löschen, und was Schobers Ehre anbelangt, so dürfte die Mitgliedschaft beim Gewerbeverein noch immer eine bessere Satisfaktion bilden als ein Gerichtsurteil, das dem Angeklagten, dem Kläger, die Gelegenheit versperrt hat, in die Materie der Beleidigung einzugehen. Etwas weit Solideres, gleichsam etwas, was man bei einmaliger Anschaffung fürs Leben hat, wäre es gewesen, wenn Herr Schober gegen meine konkreten Anwürfe ein Urteil erwirkt hätte, anstatt darüber nach dem Radetzkmarsch zur Tagesordnung zu schreiten. Nein, ich würde nie von ihm behaupten, daß er persönlich ein Meuchelmörder ist; denn er ist bloß der Vorgesetzte eines großen blonden Polizisten, der

aus einer Entfernung von zirka zehn Schritt auf einen am Boden liegenden verwundeten Knaben geschossen hat. Wohl aber behaupte ich von ihm, daß er auch der Vorgesetzte eines mittelgroßen schwarzen Hofrats ist und daß er an mir Treu und Redlichkeit verübt hat. Aber was nützt mir der Beweis? Wo ich jeweils in eine Interessensphäre mit rauher Hand eingreife, schließt sich im Nu alles, was zwischen Hakenkreuzlern und Mossejuden einen Selbsterhaltungstrieb hat, zu einer Phalanx zusammen. Und es soll der Mit- und Nachwelt unverloren bleiben, daß zwar nicht vor einem Wiener Strafgericht, vor dem mich Herr Schober höchstens nicht gemeint hat, sondern vor einem Berliner Handelsgericht seine Beschwerde endlich forensischen Ausdruck fand. Nämlich – und so vereinigen sich mir die Sphären – als der Schmerz zweier Männer, gegen die ich die einstweilige Verfügung des Plakats erließ. Der Verlag des Schuftes Kerr hat – in einem von diesem inspirierten Schriftsatz – unter III. dem Berliner Handelsgericht nicht nur von mir erzählt, daß ich seinerzeit ein Erdbeben in der Neuen Freien Presse angerichtet habe, sondern auch wörtlich das Folgende:

Er unternimmt seine beschimpfenden Angriffe vornehmlich gegen solche Persönlichkeiten, deren Name allgemein bekannt ist

(und ich hatte geglaubt, daß ich nur kleine Themen behandle)

und wählt, um das Aufsehen zu steigern, monströse, auffallende Plakatierungen an verkehrsreichen Punkten der Stadt. So hat er in Wien kürzlich den österreichischen Bundeskanzler Schober, jetzigen Polizeipräsidenten Wiens, durch schreiende Plakate an den Anschlagssäulen herabzusetzen versucht.

(Bloß abzusetzen.)

Der ehemalige Bundeskanzler hat diese krampfhaften Bemühungen, einen Sensationsprozeß zwischen Schober und Kraus herbeizuführen, mit Nichtachtung gestraft – und alle wesentlichen österreichischen Zeitungen haben

seinen Grundsatz, Herrn Kraus eine Gelegenheit zur Reklame nicht zu bieten, heiter gebilligt.

Es ist leider eine unbestreitbare Tatsache, daß mich der Herr Schober unter Heranziehung eines Rückert-Paragraphen mit Nichtachtung gestraft hat und diese Strafe fällt bekanntlich nicht einmal unter die Amnestie. Es ist sogar richtig, daß ich auf diese Art vielfach, in Wien und in Berlin, vorbestraft bin. Wenn man aber dazu bedenkt, daß der von mir plakatierte Schuft Kerr, der sich so in den Leidensgenossen einhängt, ehemals den Berliner Polizeipräsidenten herabzusetzen versucht hat und daß das Berliner Tageblatt spaltenlange Beweise der Unfähigkeit des jetzigen Wiener Polizeipräsidenten erbracht, ja über meinen krampfhaftesten Versuch, ihn in den Gerichtssaal zu bringen, telegraphisch berichtet hat – so muß man schon zugeben, daß gegen dieses Schulter an Schulter der von mir ramponierten Würdenträger die Nibelungentreue ein Pappentstiel war und daß sich der Anschluß beiderseits klaglos zu vollziehen scheint.

Während mir aber die Wahl zwischen dem hiesigen und dem dortigen moralischen Klima schwer wird, wenden sich bereits die Dinge, die hier so unbeweglich schienen, zum Bessern. Unser Bundespräsident hat gesagt, er schöpfe die Hoffnung,

daß unser kleines und verarmtes Volk einst eines der ersten Kulturvölker der Welt werden wird, wozu es alle Fähigkeiten besitzt.

Nicht ohne hinzuzufügen:

Während meiner Amtstätigkeit habe ich, soweit dies in meinen schwachen Kräften lag, versucht, zur Erreichung dieses hehren Zieles beizutragen.

Diese Aussicht müßte mich bestimmen, hier noch die kurze Zeit, die es dauern kann, bis wir eines der ersten Kulturvölker geworden sind, auszuharren. Die Grazer Partie hat beim Freispruch eines Mörders, der in Zivil bloß Schlächter war, zum höchsten Zeichen der Huldigung ausgerufen: »Wir essen nur

noch Wagner-Würstel!«, ein schüchterner Anfang wäre also gemacht. Mehr als das. Auf dem gleichen Zeitungsblatt, worin von dem Ereignis Kunde gegeben wurde, daß Schober wegen Beleidigung geklagt und obsiegt hat, waren Spuren des Wiener Kunstsinnes verzeichnet, die etwas Lockendes haben. Ich las da von der wahren künstlerischen Pracht, die sich auf der Kochkunstschau entfaltet hat, welche die Neue Freie Presse als »das Schlaraffenland im Kursalon« betitelte. Es war eine Kunstkritik, in der festgestellt wurde, daß »sich die Gastronomie alle Künste dienstbar gemacht zu haben schien«, sicherlich insofern eine Bereicherung, als man in Wien bisher nur gewußt hatte, daß ein Apfelstrudel ein Gedicht sein könne und eines, das noch weit mehr Aufsehen macht als die sogenannten Irrenhausgedichte. Im Wettstreit der Musen wurde besonders der Anteil der bildenden Künste hervorgehoben, und damit auch irgendwie die Musik in den Dienst des Gastwirts gestellt sei, war ein Schubert aus Zucker zu schauen, ja ein ganzes Schubert-Monument, das ein Fanatiker der Ideale »aus den schmackhaften Ingredienzien, aus denen er sonst duftende Torten zu formen pflegt, nachgebildet hat«. Wohl als Ersatz für den Schubert aus Schweineschmalz, der im heißen Juli 1928 geschmolzen ist und bald nicht mehr als Schubert zu erkennen war, sondern nur noch als Schweinerei. »Aus der Fülle lockender Köstlichkeiten«, schrieb der Kritiker der Neuen Freien Presse, »seien vorläufig auf gut Glück ein paar herausgegriffen«. Ob mit der Hand und ob er dabei gut Glück hatte, verschwieg er. Eher scheint er aber durch künstlerische Andacht gehemmt gewesen zu sein, denn wir lesen, daß ein aus Hühnerschaumbrot mit Trüffeldekoration gruppiertes »Motiv« und ein »Meeresidyll aus mannigfaltigen Fischen« von einem derartigen Zauber seien, »daß wohl auch der vorwitzigste Appetit dadurch eingeschüchtert werden und sich scheuen würde, solche Pracht zu zerstören«. Es bedurfte also für den Vertreter der Neuen Freien Presse gewiß nicht der Warnung, die in Wien auch in einer Kochkunstausstellung affiziert sein dürfte: Es wird ersucht, die ausgestellten Gegenstände nicht zu berühren; oder: die Kritiker nicht zu füttern. Dagegen scheint der vom

Neuen Wiener Journal einen tragischen Konflikt durchgemacht zu haben. »Es ist nicht leicht, Besucher einer Kochkunstausstellung zu sein«, bekennt er.

Es gehört schon eine gewisse Beherrschung dazu, um angesichts dieser Herrlichkeiten nur kühl beobachtender Kritiker zu bleiben. Die stumme Bewunderung vor den ausgestellten Objekten steigert sich bald zu einem mörderischen Appetit.

Offenbar hätte er gern ein Rezensionsexemplar erhalten, um sich mit der Materie vertrauter zu machen, so aber muß er bedauern, »nur eine kleine Auslese der Besprechung unterziehen zu können«. Während jedoch die Neue Freie Presse den Kunstkritiker entsandt hatte, schien im Neuen Wiener Journal der Musikkritiker das Referat übernommen zu haben, denn: »Wahre Hors d'œuvres-Symphonien«, sagte er, »sind auf den Tischen ausgebreitet«. Da man aber bei Beethoven nicht mitpfeift, so läßt sich vermuten, daß er sich der Weihe der Darbietung schließlich so würdig erwiesen hat wie der Kollege vom Kunstressort. Dieser rühmt besonders noch einen von I. Slanina erschaffenen Brunnen aus Fett und Forellen, offenbar Rodin-Schule. Man erfährt aber auch von Wundern der Architektur, indem es einen Stefansturm aus Würsteln auf der Grundlage von Jungschweinernem gab sowie ein aus Fett täuschend nachgeahmtes Modell der Raxbergstation. Der Ätna speit. Und er bleibt unversöhnlich, wiewohl nebst einer Languete, die einen Aeroplan darstellt – mit einer Glasur aus Hünefeld und Koehl – sogar eine große Hainisch-Torte geboten wird, die »mit dem wohl gelungenen Bild unseres Staatsoberhauptes auch nicht vergessen werden darf«. Wo werde ich! Das alles wäre aber noch gar nichts – denn schließlich wird ja auch in andern Ländern gekocht und gegessen, wiewohl dort der Gast nicht das Zubehör zum Gastwirt bildet. Aber es gibt etwas ganz Neues, nur dem Wiener Gusto Erlangbares, es gibt eine Spezialität. Die Neue Freie Presse – auf dem Punkt angelangt, wo sie nicht weiß, ob sie hineinbeißen oder schwärmen soll, aber von der Kulturmission durchdrungen, daß man heute nicht nur für den Lehar, sondern auch für einen Heurigenwirt